Zeitschrift: Historisches Neujahrsblatt / Historischer Verein Uri

Herausgeber: Historischer Verein Uri

Band: 87-88 (1996-1997)

Artikel: Eine kritische Stellungnahme zu Dr. Kälins "Theorie und Praxis spekulativer Geschichtsschreibung"

Autor: Zurfluh, Anselm

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-405837

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Eine kritische Stellungnahme zu Dr. Kälins «Theorie und Praxis spekulativer Geschichtsschreibung»

Von DDr. Anselm Zurfluh, Menton und Andermatt

«Alle Geschichte ist Geschichte der Gegenwart, weil Vergangenes als Vergangenes gar nicht erfahren werden kann, sondern nur als aus der Vergangenheit Gegenwärtiges.»
LÜTHY Herbert, Wozu Geschichte?, Zürich 1969 (Verlag Die Arche), S. 44.

Einleitung

Seitdem es Geschichtsschreibung gibt, gab es unter den Historikern immer Polemik, Kritik und Gegenkritik, weil Geschichtsschreibung nie wertneutral sein kann, sondern immer auf einer philosophischen Grundhaltung basiert und auf ein erklärtes oder meist verdecktes ideologisches[1] Ziel ausgerichtet wird. Man könnte dazu an die Polemik erinnern, welche zwischen den Anhängern von Thukydides und Herodot entbrannte, weil der politisch engagierte Athener meinte, die Vergangenheit aus der Gegenwart verstehen zu können, für den Kosmopoliten Herodot aber die Vergangenheit an und für sich schon signifikativ war[2]. Seit der Entstehung der Geschichtsschreibung wird gestritten, weil die jeweiligen Protagonisten sich nie darüber einigen konnten, was letztlich den Sinn des Menschen ausmacht, aber auch, menschlich verständlich, versuchten, die Meinung des anderen als falsch und nur die eigene Überzeugung als richtig darzustellen.

So kann es auch nicht weiter erstaunen, dass ein geschätzter Berufskollege, Herr Dr. Urs Kälin, in seinem Buch *Die Urner Magistratenfamilien*[3] 1991 einige Passagen meiner 1988 erschienenen demographischen Arbeit über Uri *Une population alpine dans la Confédération*[4] kritisierte. In meiner darauf folgenden Studie *Uri, Modell einer traditionellen Welt?*[5] musste ich die Kritik grösstenteils als unzutreffend[6] zurückweisen. Nun legt er

[1] Generell wird heute das Wort ideologisch angewandt, um eine politische Grundeinstellung auszudrücken. Um eine mentale Geisteshaltung (die wertbezogene Weltanschauung) zu bezeichnen, benutze ich nachfolgend das Wort weltanschaulich.

[2] Vgl. MOMIGLIANO Arnaldo, Problèmes de l'historiographie ancienne et moderne, Paris 1983 (Gallimard), 455 S., hauptsächlich das Kapitel 2: «Les traditions hérodotéenne et thucydidéenne», S. 33-60, sowie ROMILLY Jacqueline de, Histoire et raison chez Thucydide, Paris 1956 (Les Belles Lettres), 294 S.

[3] KÄLIN Urs, Die Urner Magistratenfamilien, Herrschaft, ökonomische Lage und Lebensstil einer ländlichen Oberschicht 1700–1850, Zürich 1991 (Chronos), 419 S., abgekürzt zitiert: Magistraten.

[4] ZURFLUH Anselm, Une population alpine dans la Confédération, Uri aux XVIIe-XVIIIe-XIXe siècles, Paris 1988 (Economica), 607 S., zitiert: Population.

[5] ZURFLUH Anselm, Uri, Modell einer traditionellen Welt? Eine ethno-geschichtliche Studie, Zürich 1994 (Thesis Verlag), 388 S., zitiert: Modell Uri.

[6] Siehe ZURFLUH, Modell Uri, Theoretisches Nachwort, S. 370–383: S. 382: «Abschliessend kann

im Urner Neujahrsblatt 1994/1995[7] auf 19 Seiten eine erneute Kritik vor, in welcher «einige unmissverständliche Worte fallen»[8] (Theorie, S. 109). Um der geschichtlich etablierten Tradition von Kritik und Gegenkritik Genüge zu leisten, nehme ich in den folgenden Zeilen Kälins Kritik meinerseits unter die Lupe.[9]

Kälins Kritik richtet sich nicht nur auf grundsätzliche Fragen, eine bestimmte Verständnisebene oder mein methodisches Vorgehen, sondern praktisch auf alle semantischen Ebenen: Zahlen, Tabellen, einzelne Sätze oder Abschnitte, Begriffe, Definitionen und Konzepte, Arbeitsmethode, Forschungsansätze und Quellen, philosophische und weltanschauliche Fragen werden über das Kritikraster geschert und nach angeblichen Unzulänglichkeiten ausgequetscht[10]. Lässt man die positive Einführungsbemerkung: «..., dass Zurfluhs Untersuchung zum Verhältnis von Tradition und Moderne in Uri aus meiner Sicht eine anerkennenswerte intellektuelle Leistung darstellt»[11], einmal weg, so entpuppen sich seine Ausführungen als eine Rundum-Kritik, bei der seine Bemerkung, die Ethno-Geschichte des Urner Modells sei «ein unterhaltender und anregender Essay» sofort mit dem Zweifel, ob die Arbeit «darüber hinaus auch wissenschaftlichen Kriterien genügt» versehen wird, wobei «ein in jeder Hinsicht unsorgfältiger Umgang mit Quellen und Materialien festzustellen»[12] sei, sowie «Uninformiertheit über den aktuellen Forschungsstand»[13] vorgeworfen wird. Jeder interessierte Leser wird den Schluss ziehen, dass *Uri, Modell einer traditionellen Welt?* nicht nur kein anregender Essay sein kann, sondern höchstens ein subjektiv-persönliches Elaborat, welches geschichtlich – und noch viel mehr sozialwissenschaftlich – gesehen völlig unzulässig und, das muss die Quintessenz sein, deshalb irrelevant ist. Diese Ansicht widerspiegelt seine persönliche Meinung, welche als solche respektiert werden kann. Dass aber seine Vorwürfe objektiv in den meisten Fällen nicht haltbar sind, sollen die folgenden Zeilen zeigen.

festgehalten werden: Ausser der Kritik über die Zahl der Reisläufer, die akzeptiert werden kann, sind alle anderen kritisierten Punkte widerlegt».

7 Ich betone diesen chronologischen Ablauf, weil verschiedentlich (etwa im Urner Wochenblatt) dargestellt wurde, Kälin hätte mit seinem Artikel auf eine von mir stammende Kritik seiner Magistraten reagiert. In Tat und Wahrheit ist es so, dass er seit meiner ersten Publikation (Population) seine Kritik publizistisch äussert.

8 KÄLIN Urs, «Theorie und Praxis spekulativer Geschichtsschreibung. Einige Bemerkungen zu Anselm Zurfluhs Publikation: 'Uri, Modell einer traditionellen Welt?'», in: HNB, Neue Folge 49.+50. Band, Altdorf 1995, S. 109–128, zitiert: Theorie.

9 Wieso das einen fast gleich grossen Gegenartikel braucht, ist – einmal abgesehen vom Gleichheitsprinzip – leicht verständlich: es ist einfacher, etwas zu kritisieren, als die Kritik auf ihre Berechtigung zu analysieren.

10 Für eine grundsätzliche theoretische Stellungnahme, vgl. ZURFLUH Anselm, «Gibt es den Homo Alpinus (III), einige anthropo-historische Bemerkungen», in: Geschichte und Region/Storia e Regione, Bozen 1997, S. 309–342 sowie «L'Arc Alpin, l'Europe et l'homo alpinus», in: DUMONT Gérard-François, ZURFLUH Anselm (Hrsg.), L'Arc Alpin, Histoire et Géopolitique d'un espace européen, Paris/Zürich 1997 (Economica/Thesis), S. 106–129.

11 KÄLIN, Theorie, S. 109.

12 Ibid., S. 110.

13 Ibid., S. 114: allerdings zählt Kälin in diesem Zusammenhang gerade in der Fussnote 26 Fachbücher auf, die ich selbstverständlich ebenfalls benutzt und zitiert habe.

Im Detail liegt der Teufel...

Beim Durcharbeiten der Kritik Kälins habe ich mich gefragt, ob ich nicht schreiben kann, was ich ausdrücken möchte, oder aber ob er nicht lesen kann, was ich geschrieben habe. Es ist eine linguistische Binsenwahrheit, dass neben dem vermeintlich genauen Sinn einer Aussage (ob ein Wort, ein Satz oder mehr) – welcher nie für jeden Menschen das gleiche bedeutet, weil alle Wörter personenbezogen mit jeweils verändertem Ideengehalt angereichert werden – auch das generelle Umfeld miteinbezogen werden muss, damit ein normales Verständnis der linguistischen Bausteine ermöglicht wird. Reisst man einzelne Bausteine aus dem Zusammenhang, so kann man nach dem Prinzip von Voltaire (Donnez-moi une phrase de quelqu'un, et je m'en charge de le faire pendre) beweisen, was einem passt.

So glaubt Kälin, dass «dem Autor eine lange Reihe von Irrtümern und Fehleinschätzungen nachgewiesen werden»[14] könne, und er zählt auf Seite 123–124 sechsundzwanzig solcher Irrungen auf. Ich muss es mir aus Platzgründen ersparen, auf alle einzeln einzugehen.

Zugegebenermassen beginnt die Liste mit einem wirklichen Fehler. In der Tat macht die Fläche des Kantons Uri (1'075 km²) gegenüber den Alpen (180'000 km²) nicht 0,006% aus, sondern hundertmal mehr, nämlich 0,6%. Evidenter Druck- oder Rechenfehler, der gravierend wäre, wenn ich aus der falschen Zahl geschlossen hätte, der Kanton Uri sei verglichen mit den Alpen eine sehr kleine Fläche, während der richtige Prozentsatz eine grosse ergeben hätte. Solche Fehler sind ärgerlich, haben aber für die geschichtliche Gedankenführung keine Bedeutung.

Bei seiner Beanstandung, «der Weinbau in Uri ist angeblich neueren Datums», kommt eine ganz andere Dimension ins Spiel. Er reisst einen Satz aus dem Zusammenhang und stellt ihn als falsch hin. Die Zeitbestimmung «neueren Datums» ist ohne Kontext nicht eindeutig. Sollen etwa die vor einigen Jahren wieder eingeführten Rebberge gemeint sein? Der vorausgehende Satz gibt mühelos den echten Sinn dieses angeblichen Enigmas: «Im alpinen Gebiet (...) findet man Obstbäume (...) und Getreide, das schon in vorhistorischer Zeit eingeführt oder verbreitet war. Andere Kulturen wie Weinbau sind neueren Datums.» Es folgt eine Fussnote (Nr. 7) mit dem genauen Literaturhinweis: «Guichonnet Paul, «Le milieu alpin», in: Guichonnet Paul (Hrsg.), *Histoire et Civilisations des Alpes,* Band 1: *Destin historique,* Toulouse 1980, S. 49.» Jeder normale Leser wird klar erkennen können, dass das «neuere Datum» nicht 1980 meint, sondern nach «der vorhistorischen Zeit». Es handelt sich somit hier nicht um einen Irrtum meinerseits, sondern (vielleicht als Folge eines zu raschen Lesens) um eine Fehlinterpretation Kälins.

Das nächste Beispiel geht einen Schritt weiter, denn der von ihm erwähnte vermeintliche Fehler beruht auf Lükken im wirtschaftstheoretischen Erkenntnisfeld, wenn er meine Sicht beanstandet, «(...) das 'fiktive Geld' habe keinen Substanzwert» (Theorie, S. 123). Mein Abschnitt sagt folgendes: «Der

[14] Ibid., S. 123–124.

grundsätzliche Unterschied zwischen den zwei Geldsorten [gemeint: Papiergeld oder Münzen] besteht darin, dass das klingende, auf der Goldwaage gewogene Geld dank des Silber- oder Goldgehalts immer einen inneren Wert aufweist, auch wenn es manipuliert wird. Das praktisch ex nihilo auf einem übertragbaren Stück Papier geschaffene 'fiktive Geld' hat keinen Substanzwert, sondern hängt vom Vertrauen ab, das dem Ausgeber entgegengebracht wird.»[15] Natürlich kann Kälin den Unterschied von Goldmünzen mit inhärentem Metallwert und Papiergeld ohne Substanzwert verneinen, ob diese Sicht mehrheitsfähig unter den Wirtschaftsfachleuten ist, bleibe offen.

Ein weiteres Zitat beruht auf Unkenntnis des geschichtlichen Forschungsstands, wenn er schreibt, «...wenn Anselm Zurfluh behauptet, 'die grosse demographische Revolution des 12./13. Jahrhunderts, nämlich das Verschieben des durchschnittlichen Heiratsalters der Frauen von 15-18 Jahren auf über 25' Jahre sei in Uri 'erst mit zwei Jahrhunderten Verspätung eingeführt' worden», sei «spekulativ und ohne empirische Fundierung» (Theorie, S. 122). Meine auf demographischen Unterlagen basierende Aussage ist keineswegs aus der Luft gegriffen, sondern beruht auf einem Analogieschluss. Das typische 'europäische Heiratssystem'[16] ist für die fortschrittlichen Regionen durch das trendmässige Ansteigen des durchschnittlichen Erstheiratsalters der Frauen von 15–18 Jahren im frühen Mittelalter auf über 25 Jahre um 1500 gekennzeichnet. Hingegen zeigt sich dieser gleiche Trend bei den weniger entwickelten Gebieten erst mit grosser zeitlicher Verspätung. Die statistischen Eckdaten für die wichtigsten entwickelten Regionen Europas, wie England etwa, zeigen, dass das Erstheiratsalter sich schon um 1500 herum auf dem Niveau befindet, welches in Uri erst um 1700 statistisch (23–25 Jahre[17]) feststellbar ist. Obschon die Daten für Uri vor 1650 nicht vorliegen, kann analog abgeleitet werden, dass eine Verspätung von zwei Jahrhunderten auf das europäische Referenzmodell existiert[18], wie das andere auf ähnlicher Entwicklungsstufe stehende Regionen z.B. Spanien[19] ausweisen. Es ist nicht einzusehen, wieso Uri im demographischen Bereich des Heiratsalters ein europäischer Sonderfall sein soll. Seine Ansicht, «woher der Autor darüber Bescheid weiss,

[15] ZURFLUH, Modell Uri, S. 213.

[16] Demographisch theoretisiert hat das 'Europäische Heiratssystem': HAJNAL John, «European Marriage Patterns in Perspective», in: GLASS D.V., EVERSLEY D.E.C., (Hrsg.), Population in History, Essays in Historical Demography, Londres 1965 (E. Arnold), 692 S., S. 101–143; CHAUNU Pierre, Histoire, Science sociale, la durée, l'espace et l'homme à l'époque moderne, Paris 1974 (SEDES), 437 S., S. 322–323, oder auf Deutsch: Die verhütete Zukunft, Stuttgart 1981 (Seewald Verlag), 311 S., S. 77–86, und neuerlich, aus geschichts-anthropologischer Sicht: CHAUNU Pierre, Der Mensch, Drei Millionen Jahre, Achtzig Milliarden Schicksale, Zürich 1996 (Thesis Verlag), 351 S., S. 190–198. Die Information ist also seit mehr als 30 Jahren geschichtliches Allgemeingut.

[17] ZURFLUH, Population, S. 346–352.

[18] Diese demographische Aussage hat kulturellgeschichtlich eine viel grössere Pertinenz als allgemein angenommen wird, denn das Heiratsverhalten ist anthropologisch gesehen einer der «harten Kerne» des menschlichen Wesens und somit vom sozialen Steuermechanismus her eines der wichtigsten Kriterien für das menschliche Kulturverständnis.

[19] Vgl. CHAUNU Pierre, L'Espagne de Charles Quint, Paris 1973 (SEDES), 659 S.

bleibt allerdings (...) im dunkeln» (Theorie, S. 123), dürfte somit für den Leser aufgehellt sein.

Wiederholt trifft man auf Aussagen, welche sich ganz einfach als Fehlinterpretationen herausstellen. Es gäbe ein gutes Dutzend solcher Fälle, ein einziges Exempel soll aufzeigen, wie diese Kritik aussieht. Auf Theorie S. 110 erörtert Kälin mein vermeintliches Verständnis der Sozialwissenschaften[20]. Er schreibt: «Allerdings wird er nicht müde zu betonen, dass eine von ihm mit deutlich abwertendem Unterton als mechanisch-soziologisch bezeichnete Geschichtsschreibung [Theorie, Fussnote 8] diesem Prinzip [d.h. der 'Sicht von innen'] nicht nachlebe und es störend wirke, wenn sie versucht, Dinge 'von aussen' zu erklären, die nur 'von innen' verständlich werden. [Theorie, Fussnote 9]» Seite 333 *Modell Uri* schreibe ich: Der Vorteil des Konzepts Homo alpinus liegt darin, dass es ermöglicht, «eine geschichtliche Realität, die immer komplexer ist, als ihre Beschreibung es wiedergeben kann, genauer zu erfassen. Gleichzeitig ist es immer möglich, den Homo alpinus als Denkkategorie in das grössere Umfeld des Homo europaeus zu stellen. Analysen 'von innen' und 'von aussen' können harmonisch geführt werden.» Somit, und meine Zitate liessen sich in dieser Hinsicht vermehren, ist die 'Sicht von aussen' nicht störend, wie es Kälin darlegt, aber sie vermag für gewisse Fragestellungen keine umfassenden Antworten zu liefern: Ich schreibe auf der gleichen Seite 333, Fussnote 41: «Dies trifft, wie wir dargelegt haben, auf verschiedene neuere Studien über Uri zu. Nicht dass diese 'falsch' wären, sondern sie können nur das erklären, was sie behandeln: nämlich das eigentliche, mechanisch-soziologische Funktionieren der Gesellschaft. Wieso die Gesellschaft sich gerade so entwickelt, wie beschrieben, und nicht anders, können sie nur bedingt aufzeigen.»[21] Das wertende Wort «störend» hat er beigegeben, um zu beweisen, dass für mich die «sozialmechanistischen Studien sinnentleert sind» (Theorie, S. 110f. und Fussnote 8). Darum schreibt er neben dem Adjektiv «störend» gerade auch noch die (dis)qualifizierende Bewertung mit «deutlich abwertendem Unterton» (Theorie, S. 110f.). Nun geht aber aus den von ihm selber erwähnten Stellen eindeutig hervor, dass die von mir zitierten mechanisch-soziologischen Studien[22] nirgendwo mit abwertendem Unterton behandelt werden,

[20] Und wenn wir schon bei der «Mikro-Kritik» von Dr. Kälin angelangt sind, kann auch erwähnt werden, dass sein Zitat 8, Theorie S. 111, selber zwei Zitierfehler enthält: weder gibt es in meinem Buch auf Seite 256 eine Anmerkung 4 (Kälin meint die Anmerkung 109), noch beschränkt sich meine Argumentation auf Seite 330, sondern umfasst die Seiten 330–331. Wenn ich hier eine solchgeartete Kritik überhaupt erwähne, dann nicht, weil mir eine solche Art von «Mikrokritik» ergiebig erscheint (denn sie kann zum Inhalt nichts beitragen), sondern nur um zu zeigen, dass eine solche Kritikmethode, wie sie von Dr. Kälin gehandhabt wird, problemlos auf jede Arbeit angewandt werden kann.

[21] ZURFLUH, Modell Uri: Theoretisches Nachwort, Seite 382: «Dabei ist offensichtlich, dass im Grunde unsere Studien komplementär sind,...»

[22] Darunter habe ich die drei neuesten Studien für Uri zitiert: KÄLIN Urs, Magistraten, ZURFLUH Christoph, «Leidenschaftslos, freimüthig und loyal», Das Urner Pressewesen und seine Bedeutung für die Urner Politik von der Helvetik bis zum Ersten Weltkrieg, Altdorf 1994 (Verlag Gisler), 299 S. und ARNOLD Philipp, Almosen und Allmenden, Verarmung und Rückständigkeit in der Urner Markgenossenschaft 1798-1848, Zürich 1994 (Chronos), 283 S.

nur schon weil ich mich für meine Studie auch auf diese Arbeiten gestützt habe. Das von Kälin mir unterschobene «geradezu sinnentleerte Konzept» bezieht sich nicht auf die Geschichtswissenschaft als solche, sondern auf das von ihm im urnerischen Kontext als zentral angesehene mechanisch-soziologische «Konzept der Machterhaltungsstrategie».

Es ist klar, dass Dr. Kälin gute Argumente aufzeigen kann, welche ihm erlauben, in der Machterhaltungsstrategie der Urner Elite einen Hauptgrund für die soziale Stabilität der Urner Gesellschaft sehen zu wollen. Ich bezweifle nur, ob Machterhaltungsstrategie dazu *allein* genügt hätte[23]. Die symbolische Komponente, welche diese Strategie immer enthält und die von ihm selber anerkannt wird (Konzept Bourdieu) und bei ihm innerhalb der Machterhaltungsstrategie angesiedelt ist, lasse ich in ein umfassenderes Konzept einfliessen, nämlich in das der 'kulturell-mentalen' Geisteshaltung oder Weltanschauung der Urner, welche mehr als nur Machterhaltungsstrategie der Elite ist, weil sie von allen geteilt wird.

Die auf 19 Seiten vorgebrachten Kritiken lassen sich somit vier Kategorien zuweisen, wobei Kategorie 1: 'Fehler meinerseits' vorkommen, aber Kategorie 2: 'Herausreissen eines Satzes aus dem allgemeinen Zusammenhang und Erklären des Torsos als «Irrtum»' und 3: 'geschichtstheoretische Mängel' sowie 4: 'Fehlinterpretationen' den Hauptharst ausmachen.

Es ist bemühend, feststellen zu müssen, dass ein so talentierter Historiker wie Dr. Kälin, welcher fundamentale Arbeiten zur Sozialgeschichte vorzulegen hat, sich Fehlinterpretationen erlaubt, die sich Zitat um Zitat widerlegen lassen. Man muss sich deshalb fragen, was eigentlich die Absicht dieser Kritik an meiner Forschungsarbeit sein soll? Trotz aller Nachsicht gegenüber seiner kritischen Rhetorik glaube ich nicht, dass solche Kritik für die Wissenschaft von wirklichem Nutzen sein kann[24].

Vom urnerischen 'Isolat', Homo alpinus und anderen Definitionen

In allen geisteswissenschaftlichen Disziplinen kommt den Definitionen von Wörtern und Konzepten eine zentrale Bedeutung zu. Vier in meiner Studie eingesetzte Arbeitskonzepte, nämlich 'Isolat' (oder 'Quasi-Isolat'), 'Homo Alpinus', 'Geschichtslosigkeit' und 'Geschichte von innen' werden besonders kritisiert.

Wie Kälin selber richtig ausführt, habe ich den Terminus Isolat zuerst aus

[23] In der Fussnote 8, S. 111, schreibt Kälin sogar: «Hingegen ist es mehr als bedrückend, wenn Anselm Zurfluh nicht zur Kenntnis nimmt, dass die von ihm leichtfertig als klassenkämpferisch umschriebenen Arbeiten neben den Aspekten von Macht und Herrschaft auch wirtschaftliche und soziokulturelle Dimensionen (...) analysieren.» Wie er einen solchen Satz schreiben kann, nachdem er von mir die Rezension seines Buches zugestellt bekam, bleibt mir schleierhaft. Ganz abgesehen davon, dass ich seine Arbeit der «materialistisch verpflichteten Methode» zugeordnet habe, und nicht der «klassenkämpferischen». Zwischen philosophischer Einstellung und politischer Auswirkung besteht ein Unterschied.

[24] Wenn ich auf solchgeartete Kritik trotzdem antworte, dann nur, weil es neben der 'theoretischen Wahrheitssuche' eben auch noch einen 'akademischen Markt' gibt, und dort ist die Anhäufung vermeintlicher Fehler, wie es der von Kälin zitierte Pierre Bourdieu meisterlich gezeigt hat, genauso schädlich wie das Aufzeigen wirklicher Irrtümer.

den geographischen Gegebenheiten abgeleitet und ihn dann auf das kulturell-mentale Struktursystem, welches das urnerische Wesen erklären soll, ausgeweitet. Isolat heisst nicht, dass keine Kontakte zur Aussenwelt bestehen (was ich nie behauptete), sondern dass das mentale Bezugssystem stark autarke Komponenten aufweist, einem «système autonome formée» entspricht, wie es Pierre Chaunu[25] formulierte, weil die städtische Akkulturation viel weniger durchschlägt. Der Begriff Quasi-Isolat[26] suggeriert somit nicht eine «Fixierung auf die Geschlossenheit der urnerischen Gesellschaft» (Theorie, S. 114), sondern eine tendenziell soziokulturelle Selbstgenügsamkeit[27].

Nicht nur darum hat das Verknüpfen von Quasi-Isolat und Geschichtslosigkeit keinen inneren Zusammenhang[28], sondern weil ich den Begriff «Geschichtslosigkeit» gar nicht brauche. Die von mir in Anführungszeichen gesetzte Aussage, Uri ziehe sich gewissermassen «aus der Geschichte zurück» (*Modell Uri*, S. 115), kann nicht dahin interpretiert werden, dass es fürderhin in Uri keine Geschichte mehr gäbe[29]. Hätte Kälin die von mir zitierten Studien von José Gentil Da Silva[30], aus welchen dieses Wortbild stammt, gelesen[31], hätte er begriffen, dass damit der Rückzug der Urner aus der «aktiven, imperialistischen Aussenpolitik»[32] nach 1515 gemeint ist[33].

[25] Etwa in: CHAUNU Pierre, Europäische Kultur im Zeitalter des Barock, München-Zürich 1968 (Droemer Knaur), 838 S.

[26] Die Schwierigkeit, eine Region adäquat zu erfassen, ist nicht nur eine urnerische. Siehe dazu den programmatischen Artikel von: STAUBER Reinhard, «Regionalgeschichte versus Landesgeschichte? Entwicklung und Bewertung von Konzepten der Erforschung von 'Geschichte in kleinen Räumen'», in: Geschichte und Region/Storia e Regione, Bozen 1994, S. 227–260.

[27] Ich befürchte, dass «selbstgenügsam» auch kein eindeutiges Konzept ist, denn einerseits waren die Urner weder «selbst» (denn es gab verschiedene Beziehungen) noch «genügsam» (sie importierten bekanntlich verschiedene Güter). Ich hätte eventuell auch «Lebensraum» schreiben können, dieser zeigt aber die «tendenzielle (nicht absolute) Geschlossenheit» nicht auf, zudem ist der Begriff, scheint mir, ebenfalls ideologisch befrachtet. Die konzeptuellen Grenzen des 'Isolats' sind somit hauptsächlich symbolischer Art.

[28] «...die Fixierung auf die Geschlossenheit der urnerischen Gesellschaft leistet der Tendenz Vorschub, diese zu enthistorisieren.» Theorie, S. 114.

[29] «Zweifellos fällt die Annahme einer nichtexistenten Geschichte um so leichter, je weniger man von ihr weiss.» Theorie, S. 115.

[30] Es handelt sich um: DA SILVA José Gentil, Stratégie des Affaires à Lisbonne entre 1595 et 1607. Lettres marchandes des Rodrigues d'Evora et Veiga, Paris 1956, En Espagne, développement économique, subsistance, déclin, Paris 1965 (Mouton), 219 S. und sein Hauptwerk Banque et crédit en Italie au XVIIe siècle, les foires de change et la dépréciation monétaire, Paris 1969 (Klincksieck), 773 und 294 S. Eine ähnliche Sicht der Dinge findet sich etwa bei Enrico Filippini: «Non che il Ticino o la Svizzera non siano nella storia, ma si vivono come se non lo fossero; tra l'esperienza vissuta e la sua possibile formulazione si frappone un velo immaginario, ma proprio perchè immaginario, assolutamente inamovibile.» Siehe: FILIPPINI Enrico , «Scrittori della Svizzera italiana visti da Roma», in: VOLONTERIO Guglielmo, Il delitto di essere qui, Enrico Filippini e la Svizzera, Mailand 1996 (Feltrinelli), 199 S., S. 153-158, Zitat S. 157.

[31] Anstelle Da Silvas Bücher zu lesen, hätte es aber schon genügt, meinen erklärenden Satz im Modell Uri auf der gleichen Seite 78 (sowie S. 80) zur Kenntnis zu nehmen, etwa Fussnote 14: «Dieser Ausdruck (...) bezeichnet den Verlust der Vorherrschaft der italienischen Städte an den Norden, die in der Renaissance zu den wirtschaftlich fortschrittlichsten Gebieten Europas gehörten.»

[32] ZURFLUH, Modell Uri, S. 78: «Uri zieht sich gewissermassen 'aus der Geschichte zurück' [Fussnote 14]: nämlich aus der 'Expansion des Westens', die ab jetzt vermehrt dort stattfindet, wo die Städte liegen.»

[33] Nicht zitiert, aber als 'Konzeptunterlage' benutzt: WACHTEL Nathan, La vision des vaincus, Paris 1971 (Gallimard), welcher aufzeigt, wie die unter-

Auch das «unbeirrte Festhalten am Konzept des Homo Alpinus» (Theorie, S. 114, Fussnote 23) vermag er nicht zu verstehen: «dieses aufgrund des Rassendiskurses der Dreissigerjahre historisch schwer belastete Konzept wurde von Anselm Zurfluh zu neuem Leben erweckt, was scharfe Kritik hervorgerufen hat.» Liest man meine Schriften genau, so sieht man, dass das Konzept des Homo Alpinus einer rein heuristischen Wortwahl entspricht und keine «ideologische» Unterlegung, zumal aus den Dreissigerjahren, voraussetzt. Zum anderen, und das ist viel gravierender, habe ich dieses Konzept gar nicht «zu neuem Leben erweckt». Es war Arnold Niederer, welcher 1980 ein ganzes Kapitel seines grundlegenden Artikels «Mentalités et sensibilités»[34] mit 'L'homo alpinus' überschrieben hat, worauf ich 1986 die Frage stellte: «Gibt es den Homo Alpinus?»[35] und in der Einleitung schrieb: «Im Grunde genommen ist diese Fragestellung jedoch steril [d.h. gibt es den Homo Alpinus?]: dass es Unterschiede gibt [d.h. zwischen dem Homo alpinus und dem Homo urbanus] ist bekannt; ob diese Unterschiede genügen, um einen authentischen Homo alpinus zu haben, ist nur noch von verbaler Bedeutung. Wenn wir trotzdem am Konzept des Homo alpinus festhalten, dann nur, weil es methodologisch praktisch ist.»[36] Somit ist das Konzept des Homo alpinus ein linguistisches Instrument, um für den Leser einen Tatbestand in einem gegebenen Umfeld und in einer der historischen Fragestellung angemessenen Art präzis festzulegen. Um mit einem Wort zur «scharfen Kritik» (Theorie, S. 114, Fussnote 23) abzuschliessen, kann man feststellen, dass sie sich auf einen einzigen Satz beschränkt, in dem Guy Marchal sich fragt, ob «das Konzept nicht politische Implikationen enthalten könnte?»[37] Natürlich enthält jedes Konzept politische Implikationen, auch Kälins Konzept der hyperkritischen Lesart; aber der Homo alpinus wurde nicht «zum Leben erweckt», um als «politisches Konzept» zu dienen, sondern um methodologisch eine «ethnische Gruppe»[38] von anderen «ethnischen Grup-

legenen Indianer ihre neue Lage als Verlierer sozial und mental in ihre Lebensanschauung einbauen.

34 NIEDERER Arnold, «Mentalités et sensibilités», in: GUICHONNET Paul (Hrsg.), Histoire et Civilisations des Alpes, tome 2: Destin humain, Toulouse/Lausanne 1980 (Privat/Payot), S. 91-136. Ich habe nirgendwo gelesen, dass man Professor Niederer vorgehalten hat, er habe seinerseits den «Homo Alpinus» zu «neuem Leben erweckt».

35 ZURFLUH Anselm, «Gibt es den homo alpinus? Eine demographisch-kulturelle Fallstudie am Beispiel Uris (Schweiz) im 17.-20. Jahrhundert», in: Itinera 5/6, Bern 1986, S. 232–282.

36 Ibid., S. 233–234.

37 MARCHAL Guy P., «La naissance du mythe du Saint-Gothard ou la longue découverte de l'«homo alpinus helveticus» et de l'«Helvetia mater fluviorum» (XVe siècle - 1940)», Basel 1992 (Schwabe, Itinera 12), S. 35–53, S. 51: «Et même l'homo alpinus vient de ressusciter dans les sciences historiques en tant que 'fait total'. Bien sûr, cette notion n'a plus le caractère idéologique national suisse qu'elle avait dans les années trente. Elle se veut formule interprétative (...) en fin de compte, pourrait contenir des implications politiques?» Welche «implications politiques» dieses heuristische Konzept haben könnte, werden nicht genannt.

38 Siehe dazu: ZURFLUH Anselm,«Gibt es den homo alpinus? (II) Eine kulturell-ideologische Fallstudie am Beispiel des Kantons Uri im 17.-18. Jahrhundert», in: Geschichte und Region/Storia e Regione, Bozen 1992, S. 17–28, wo das Konzept der «ethnischen Gruppe» für Uri diskutiert wird; ebenfalls Modell Uri, S. 347–349. Auch die «ethnische Gruppe» könnte politische Implikationen zeitigen...

pen»[39] unterscheiden zu können.

Mit den Konzepten Isolat und Homo alpinus ist auch der erkenntnistheoretische Aspekt einer «Geschichte von innen» verbunden. Kälin führt aus, dass jegliche historische Analyse nur «von innen» gemacht werden kann, weil Verstehen als Erkenntnisprozess nur funktioniert, wenn der Historiker «(...) als virtueller Teilnehmer auftritt und so selber zu einem mindestens potentiellen Angehörigen dieser Lebenswelt wird.»[40] Bis hier ist seine Überlegung nachvollziehbar. Nun aber gleitet seine Auslegung meines Konzepts «von innen» auf eine ganz andere Bahn. Er behauptet nämlich, die Sicht «von innen» entspreche einer «Herabsetzung der angeblich modernen, nicht-urnerischen, städtischen Perspektive gegenüber einer ländlichen, der Tradition verpflichteten, quasi autochthonen Haltung» (Theorie, S. 111) und die «urnerische Lebenswelt könne sich (...) nur demjenigen erschliessen, der auch die postulierten mental-ideologischen Grundlagen teile» (Theorie, S. 111). In Tat und Wahrheit gibt es in meinen Ausführungen keine Herabsetzung der Modernität[41], sondern eine Gegenüberstellung mit der Tradition. Auch habe ich nicht geschrieben, man müsse das urnerische weltanschauliche Konzept akzeptieren, um die urnerische Lebenswelt verstehen zu können. Aber: um ein ideologisches System verstehen zu können, muss man versuchen, seine weltanschaulich-philosophische Basis nachzuvollziehen.

So ist es nicht situationsangepasst, die Urner Demokratie mit den Begriffen der modernen Menschenrechtsdemokratie verstehen zu wollen, denn ausser dem Wortlaut (und der Tatsache, dass man abstimmt) haben die beiden Demokratiebegriffe nicht die gleichen philosophischen Grundlagen. Die Sicht von «innen» postuliert somit diesen heuristischen Standpunkt und nicht eine von Kälin herausgelesene «Überlegenheit des Innens gegen das Aussen» (Theorie, S. 111). Genauso wie es schwierig, wenn nicht unmöglich ist, die «Moderne» mit Begriffen der «Tradition» zu begreifen, und genauso wie es unangebracht ist, z.B. die französische Republik mit den Begriffen und Gepflogenheiten des Schweizer Bundesstaates zu erfassen, genauso wenig kann man die Urner Situation, welche ich als «traditionelles Modell» bezeichnet habe, an der «Modernität» messen, weil wir uns damit auf das an sich legitime Gebiet der politischen Moral begeben, welches nicht zum Ziel hat, eine gewisse historische Sachlage zu beschreiben und zu erklären, son-

[39] So schreibt etwa der Kulturanthropologe Annibale SALSA, «Der Alpen-Mythos – wenn vorgefasste Meinungen sich selbständig machen. Die Entstehung und Entwicklung des Alpen-Mythos», in: Mythos Alpen, Schaan 1996 (CIPRA), S. 28: «Die sozialen Strategien, die für die Anpassung an die Umwelt erforderlich sind, führen uns zum Konzept eines 'alpinen Menschen', der trotz komplexer Wandelbarkeit der eigenen Verhaltensformen einen gemeinsamen mythologisch-symbolischen Nenner sowie eine unbestreitbare Verwurzelung mit dem Land aufweist. Man darf also zu Recht von einer Einheit der alpinen Welt sprechen.» Auch hier ist die heuristische Komponente des Konzepts ersichtlich.

[40] Theorie, S. 110, wobei Kälin HABERMAS Jürgen, Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. 1, Frankfurt a.M. 1985, S. 160, zitiert.

[41] Die Beschreibung der urnerischen Realität ist keine «kulturkämpferische Perspektive» (Theorie, S. 111) meinerseits, sondern Kälin unterschiebt mir einen politischen Diskurs (und dessen Zielsetzung), welchen z.B. Dr. Karl Franz Lusser (im 19. Jahrhundert) führte.

dern zu werten[42]. In seiner Schlussfolgerung zitiert Kälin zwei Sätze aus dem Klappentext meines Buches: «Der Stellenwert des innerschweizerischen Kulturraums ist in der modernen Welt eher klein. Vielfach bewegt sich die 'herrschende Meinung' über diese Regionen in einem Spektrum, das vom 'gesunden Hirtenleben' bis zum 'erzkonservativen Bauern' reicht, also nicht über Clichés herauskommt» (Theorie, S. 127). Und sein Kommentar dazu ist, dass er nicht erkennen könne, was meine Arbeit Nützliches zum Abbau dieser Vorurteile beitrage.

Das Pikante an dieser Bemerkung ist, dass sie sich genau in der Denkweise derer widerspiegelt, welche eine vorgefasste Meinung über die Urner haben (etwa derjenige Journalist, der in der Weltwoche das Schächental mit den «petrolsaufenden Bergpuurli»[43] behandelt hatte), weil sie die grundsätzliche ideologische Unterscheidung nicht nachvollziehen wollen oder können. Kälin vermag nicht zu erkennen, dass das *Modell Uri* eine Geisteshaltung aufzeigen will, welche existiert – darum ja gerade die feststellbaren sozio-kulturellen Unterschiede zwischen Uri und den Stadtkantonen –, die aber von der modernen Geisteshaltung nicht als legitim (im Sinne Bourdieus) angesehen wird. Seine Bemerkung, ich rekonstruiere «ein wahrhaft merkwürdiges Geschichtsbild», wobei er dieses Geschichtsbild auch gleich selber charakterisiert: «Die urwüchsigen, naturhaften Urner sind ungewöhnlich kinderliebend, etwas naiv und ungebildet, wenig rechenhaft und selbstgenügsam» (Theorie, S. 124), bezieht sich primär nicht auf die Ergebnisse meiner Studie, sondern auf den ideologischen Interpretationsraster Kälins. Man kann mein Buch so lesen, wie er es macht, dann befindet man sich jedoch auf einer ideologisch-politischen Ebene, auf welcher es gilt, seine eigene politische Position einer anderen gegenüberzustellen. Weder ist mein Erklärungsversuch «eindimensional»[44] (Theorie, S. 127), noch sind es «pauschale und verzerrende Klischeevorstellungen» (Theorie, S. 124), denn die vorherrschende, von mir gewählte Forschungslinie (weltanschauliches Umfeld) wird, soweit in einem Buch mit einigen Seiten möglich, durch vielfache Beziehungsebenen aufgebrochen und vervollständigt. Natürlich kann das Konzept des «fait total» nur ein Wunschgedanke sein: Total ist das Leben jedes Einzelnen von Geburt bis Tod, Geschichte kann nur partiell sein. Geschichtsschreibung wählt dann noch aus dem Partiellen aus, um es zu thematisieren, das Buch einer spezifischen Forschung kondensiert die bereits derart reduzierte geschichtliche Realität auf einige wenige Seiten. Kälin geht noch weiter und iso-

[42] Kälin präzisiert übrigens seine philosophische Grundeinstellung nirgendwo, unterschiebt mir aber, dass das Aufschlüsseln meiner Methoden und Arbeitshypothesen die «Gefahr einer Projektion eigener Vorstellungen» beinhalte.

[43] Siehe zu den typischen ausseralpinen Stereotypen den Weltwocheartikel 1995, dazu die Erwiderung von Kurt Zurfluh im Urner Wochenblatt (01.07.1995) oder die Erwähnung des Vorfalls bei STADLER Martin, Zwischenhalt, Innen- und Aussenansichten der europäischen Kleinregion Uri, Schattdorf 1995 (Uranos), 100 S., S. 45–48.

[44] ZURFLUH, Modell Uri, S. 383: «Meine Arbeitsweise 'entkräftigt' in keiner Weise die von soziologischer Seite dargestellten Mechanismen, sondern ergänzt sie mit einer weltanschaulich-mentalen Erklärung.»

liert einen bestimmten Punkt in einer bestimmten Richtung innerhalb des Buches, um es zu kritisieren, was alles nochmals nunmehr auf sehr wenig einschränkt.

Die semantische Kritik Kälins bedient sich prinzipiell zweier Methoden: entweder liest er ein Wort oder einen Satzteil in extrem eingeschränkter Art und Weise, d.h. nur im literarischen Sinn ohne Verbindung zum Kontext, oder er extrapoliert eine Aussage auf eine andere Beziehungsebene. Formallogisch kann man diese Methode anwenden, auf jede Studie. Ob sie zu einem sinnvollen Verständnis einer Sachlage führt, ist eine andere Frage.

Liegt in den Quellen ein Problem?

Schon in der ersten Kritik hatte Kälin notiert: «Leider beruhen Zurfluhs demographische Forschungen auf einer zu schmalen Quellenbasis...»[45]. Diesmal ist seine Ansicht noch radikaler, denn «das Spektrum der verwendeten Quellengattungen ist nämlich ausserordentlich eng» (Theorie, S. 120), und «inakzeptabel ist es aber, wenn elementarste Grundsätze der Quellenkritik unbeachtet bleiben» (Theorie, S. 121). Wenn dem so wäre, frage ich mich, wieso es dann 19 Seiten braucht, um etwas so Unqualifiziertes überhaupt zu besprechen. Wenn wir einmal davon absehen, dass es interessant gewesen wäre, für mein *Modell Uri* andere Quellen auch noch einzubeziehen, muss man zu diesem Vorwurf grundsätzlich folgendes feststellen: Kälin kann zwischen den verschiedenen Erlebnisebenen nicht unterscheiden. Seine Beispiele, welche beweisen sollen, dass meine Quellen falsch gewählt sind, sind immer auf einer anderen Erkenntnisebene angelegt, als ich sie benutze, so etwa, wenn er verneint, dass die Sagen mehr ausdrücken könnten als nur die Mentalität des 19. Jahrhunderts. Er hat recht, wenn er die Sagen benutzen möchte, um das alltägliche Leben zu thematisieren; er hat weiterhin Recht, wenn er die Sagen stark von einer kulturkämpferischen Beeinflussung geprägt sieht; er hat schliesslich Recht, wenn er darauf hinweist, dass Quellen nur in der ihnen eigenen situativen Lage aussagekräftig sind. Ich benutzte aber das Sagenmaterial nicht in diesen Perspektiven. Nicht der zeitbedingte Inhalt der Sagen wurde analysiert, sondern der darüber hinaus erkennbare Ideologiegehalt. In dieser Perspektive scheiden sich allerdings unsere Meinungen, aber meiner Ansicht nach ist die Instrumentalisierung der Sagen in der erwähnten wissenschaftlichen Betrachtung durchaus möglich, auch wenn Kälin das verneint[46].

[45] KÄLIN, Magistraten, S. 10; meine Antwort in: ZURFLUH, Modell Uri, S. 371.

[46] Hier kann nicht der Platz zu einer neuerlichen Argumentation sein, ich verweise den interessierten Leser auf meinen Aufsatz «Gibt es den Homo Alpinus (III), einige anthropo-historische Bemerkungen», in: Geschichte und Region/Storia e Regione, Bozen 1997, 309–342 S.; verneint man die Möglichkeit einer 'ideologischen' Grundtendenz, unabhängig vom situationsbedingten Kontext, müsste man erklären können, wie die grossen 'Denksysteme' Christentum oder Islam über Jahrhunderte 'weltanschaulich' bestehen können. Wobei hier nicht behauptet wird, dass es nicht gewisse Aggiornamenti gäbe, grundsätzlich aber bleibt die Botschaft gleich, was zumindest für eine Möglichkeit der «langen Dauer» im weltanschaulich-mentalen Bereich plädiert.

Folgendes Beispiel soll das illustrieren. Der «satirisch-ironische» und direkt politische Gehalt der Karikatur Danioths[47] ist auch mir nicht entgangen. Nur was daran interessierte, war nicht diese ereignisbezogene politische Ebene, sondern dass Danioth eben einen Urner Bauern zeichnete (und nicht einen Bankier), in dessen Mund er genau den Satz: «Hennt's de bis jetz niit gschaffet?» und keinen anderen legte. Es bedarf keines krampfhaften Interpretationsaufwands[48], um hinter der vordergründigen tagespolitischen Ebene (auf welcher die Kritik Kälins sich bewegt) die hintergründige meta-politische Ebene zu erkennen, welche Teil der Urner Weltanschauung ist. Genau das gleiche liesse sich über seine Bemerkungen[49] bezüglich des Danioth'schen Nachrufs auf Tsches Krupski sagen: die «literarische Charakterschilderung»[50] in unserer Lesart gibt das Danioth'sche Bild eines «gediegenen Lebens» her. Kälin wird wohl kaum glauben, dass in einem Nekrolog ein kulturrelevant negatives Lebensbild (zumal noch von einem Freund) gezeichnet wird. Die Bemerkung in *Theorie,* Fussnote 46: «So merken wir denn, dass seine Sinne ihren Urgrund in einem ganz fernen, fremden Erdenraume haben», welche wahrscheinlich zeigen soll, dass Krupski gerade kein Urner ist, ist eine für unsere Belange unbedeutende Zusatzinformation. Danioth hat den Nekrolog geschrieben.

Ähnliches liesse sich sagen über den von Kälin als exemplarisch bezeichneten Aufsatz «Der Ort des weiblichen Körpers in Gefährdungsvorstellungen am Beispiel eines Urner Bergdorfes»[51], welcher als positives Gegenbeispiel zitiert wird. Diese Studie habe ich anderweitig benutzt und erwartungsgemäss widersprechen die Aussagen dieser «mit anderen Methoden» erstellten Studie denen des *Urner Modells* auf weltanschaulich-mentaler Ebene nicht[52]. Die befragten Urnerfrauen empfinden Kinder als «Geschenk Gottes». Sie wissen, dass damit die Familien wirtschaftlich belastet werden, nehmen das aber in Kauf, sehen die Schwangerschaft nicht als «Risiko», sondern sie wird als «Normalität» angenommen. Sie kennen Kontrazeption, aber wenden sie in der Regel nicht an[53]; kurz, das menschliche Autonomieverständnis

47 Es geht um Danioths Karikatur, beschrieben in: ZURFLUH, Modell Uri, S. 252–253; Kälins Kritik in Theorie, S. 121f.

48 Der «bemerkenswerte Schluss» (Theorie, S. 121) ist übrigens der gleiche, wie ihn Eva-Maria Müller gezogen hat, welche, wie sich das gehört, auch zitiert wird (Modell Uri, S. 252, Fussnote 96.) Wieso «alle Zitate (...) über das lituarische [wohl literarische] Werk Heinrich Danioth [wohl Danioths]» (Theorie, S. 123, Fussnote 45) «ungenau zitiert» (Theorie, S. 121) sein sollen, bleibt schleierhaft.

49 «Hätte sich Zurfluh die Mühe genommen, den von ihm verwendeten Textausschnitt in seinem Zusammenhang zu interpretieren, wäre ihm die folgende Passage wohl nicht entgangen.» (Theorie, S. 123, Fussnote 46).

50 MÜLLER Eva-Maria, Heinrich Danioths literarisches Werk, Spiegel seines Wesens und der magischen Welt, Altdorf 1988 (Bibliotheksgesellschaft), 285 S., S. 111.

51 Der Titel ist übrigens unvollständig zitiert. Richtig: TÖNGI Claudia, «Im Zeichen der Geburt. Der Ort des weiblichen Körpers in Gefährdungsvorstellungen am Beispiel eines Urner Bergdorfes», in: Historische Anthropologie. Kultur, Gesellschaft, Alltag, Köln 1993 (Böhlau), Jg. 1–2, S. 250–272. Der Aufsatz ist effektiv exemplarisch.

52 Vgl. ZURFLUH Anselm, Histoire universelle, histoire nationale, histoire régionale, histoire personnelle: propos épistémologiques sur l'interaction entre société, recherche historique et individu, Nice 1995 (Habilitation), 690 S., S. 395–398; zitiert: Histoire universelle.

53 Alles sinngemässe Zitate aus dem zitierten Artikel von Claudia Töngi.

wird ganz anders gesetzt, nämlich in der Meisterung einer als normal angesehenen Lage und nicht in der vorhergehenden Verhinderung derselben[54].

Es ist geschichts-wissenschaftlich durchaus zulässig, «Sagen, Nekrologe, Leserbriefe aus dem 'Urner Wochenblatt', Neujahrsansprachen von Politikern und literarische Werke» (Theorie, S. 121) gleichwertig zu behandeln, unter der Bedingung, dass nach dem Inhalt[55] gefragt wird, welcher über der eigentlichen Aussageebene liegt[56], ohne den literarischen Wert noch die konkrete Aussage dieser Texte zu berücksichtigen (welche effektiv verschieden sind). Es ist fast nicht nachzuvollziehen, wie (und wieso) es Kälin einfach nicht verstehen kann, auf welcher epistemologischen Ebene meine Überlegungen angesiedelt sind[57].

Zu guter Letzt: Die Frage, ob «die Schriften eines Franz Vinzenz Schmid, eines Karl Franz Lusser oder eines Gustav Muheim tatsächlich die Weltanschauung ihrer Mitbürger widerspiegeln» (Theorie, S. 120), kann Kälin natürlich verneinen. Demgegenüber stellt sich die Frage, ob diese Herren, immerhin vom Volk gewählte Politiker, einfach so hätten schreiben können und zudem noch das Gegenteil von dem, was ihre Wähler glaubten. Es ist in jeder Demokratie eine Binsenwahrheit, dass die beste Wahlstrategie der sich zur Wahl stellenden Kandidaten wohl nicht darin besteht, dem Wahlvolk ein weltanschaulich völlig anderes Programm vorzustellen! In Tat und Wahrheit ist nicht einzusehen, wieso diese Schriften, welche primär die eigene Weltanschauung der Autoren widerspiegeln, nicht auch diejenige ihrer Mitbürger nachvollziehen[58].

Schlussfolgerungen

Das eigentliche Problem jeder geschichtlichen Studie liegt darin, dass es sich letztlich immer nur um Denkmodelle handeln kann, deren Ergebnisse zwar auf eine Mehrheit der Betroffenen (oder auf eine Ereignisfolge) zutreffen mögen, jedoch von einzelnen Personen in der täglichen Realität nicht völlig bewusst gelebt und nachvollzogen zu werden brauchen, um als geschichtliche Er-

54 Dies macht genau die Schnittstelle zwischen moderner und traditioneller Welt aus. In der Moderne sieht sich der Mensch als agierendes Subjekt an sich; in der Tradition agiert er zwar auch, aber mit einer anderen teleologischen Zweckbestimmung.

55 Um es zu präzisieren: darunter verstehe ich die grundsätzliche, vielfach (aber nicht immer) unbewusste mentale Strukturebene, welche macht, dass die eigentliche wörtliche Aussage mit einer nicht (unbedingt) wörtlich ausgedrückten 'Meta-Aussage' überlagert ist. Das gleiche Problem findet sich in der Linguistik. Die Theorie dazu: ZURFLUH, Histoire universelle, S. 330–338, basierend auf: RUHSTALLER Rupert, OSB, Methodologische Untersuchungen über den Bau des Griechischen Satzes, auf der Grundlage von Aischylos' 'Agamemnon', eine strukturlinguistische Forschung, Einsiedeln 1967 (Kloster), 386 S.

56 Ich verweise auf meine zwei Artikel: «Gibt es den Homo Alpinus (III), einige anthropo-historische Bemerkungen», in: Geschichte und Region/*Storia e Regione*, Bozen 1997, S. 309–342 und DUMONT Gérard-François, ZURFLUH Anselm (Hrsg.), L'Arc Alpin, Histoire et Géopolitique d'un espace européen, Paris/Zürich 1997 (Economica/Thesis), S. 106–129.

57 «Il nous faut savoir distinguer et relier, mais éviter de disjoindre et confondre.» Zur Komplexität «retro-aktiven» Denkens, siehe: MORIN Edgar, La méthode III: La Connaissance de la Connaissance, Paris 1983 (Seuil), 313 S.

58 Zu den Einschränkungen, siehe: Modell Uri, S. 357–364. Es ist richtig, dass eine der Haupt-

klärung funktionsfähig zu sein. Weder haben die urnerischen Machteliten mit Dr. Kälins Buch in der Hand Machtstrategie betrieben, noch haben die Urner mit dem *Modell Uri* (oder mit Renners *Goldenem Ring*) der Transzendenz gefrönt. Beide Bücher sind Modelle, Erklärungsversuche der vergangenen Realität. Modelle gehen immer von genau definierten Grundhypothesen aus und versuchen, über eine bestimmte wissenschaftliche Methodik eine hypothetisch gestellte Frage zu beantworten. Dr. Kälins Buch über die Magistraten war dem Thema gewidmet, wie die urnerische Machtelite ihre Macht funktionell einsetzte, welches ihre Strategie war, um an der Macht zu bleiben. Diese sozial-mechanistische Studie zeigt somit die Beziehungspunkte zwischen Macht, Machtausübung, wirtschaftlicher Machtstellung und deren symbolischen Schnittstellen in der Urner Gesellschaft auf. Dagegen behandelt mein Buch die Frage, nach welchem mentalen und weltanschaulichem Grundmuster die Urner Bevölkerung lebte, was erkenntnismethodisch das Erfassen einer Metastruktur (die Struktur – mentale Ebene – der Struktur – gesellschaftliche Ebene –) bedeutet[59]. Da sich diese beiden Erkenntnisniveaus in den zwei Arbeiten nicht auf der gleichen (erkenntnistechnischen) Ebene befinden, sind sie überhaupt nicht als Gegensätze zu verstehen, sondern ergänzen sich in einer geschichtlichen Erklärung.

Auf die geschichtsphilosophische Frage, ob über den sozial-mechanistischen, funktionalistischen Strukturen noch ein (zur materiellen Ebene relativ unabhängiger) mentaler, glaubensabhängiger Überbau existiere, muss für unsere geschichtliche Forschung gar nicht eingegangen werden. Es genügt zu erklären, dass wir die mental-weltanschauliche Ebene als Arbeitshypothese einsetzen.

In der Linguistik hat sich eine ähnlich gelagerte Situation ergeben, als man entdeckte, dass den gängigen europäischen Sprachen (sowie Iranisch und Sanskrit) eine einheitliche Sprachstruktur zugrunde liegen musste (das «Indo-Germanische»), weil in Wörtern oder Grammatik Übereinstimmungen aufschienen, die nur aus einer gemeinsamen, jetzt aber untergegangenen Sprache erklärt werden konnten. Obschon derjenige, welcher eine bestimmte Sprache spricht, etwa deutsch, eine andere indo-germanische Sprache wie Französisch, Griechisch oder Iranisch nicht verstehen kann, sind die strukturellen Übereinstimmungen vorhanden und theoretisch erkennbar, obwohl niemand präzis weiss, wie «Indo-Germanisch» gesprochen wurde.

Genauso verhält es sich mit dem 'Urner Modell' gegenüber der 'gelebten Urner Realität'. Der einzelne Urner kann

schwierigkeiten der Mentalitätsgeschichte die Quellenlage ist, weil praktisch nur Quellen der Elite zugängig sind. Trotzdem sind Studien diesbezüglich nicht unmöglich. Siehe etwa GURJEWITSCH Aaron J., Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen, München 1978 (Beck), 423 S., Mittelalterliche Volkskultur, München 1987 (Beck), 417 S. und The Origins of European Individualism, Oxford 1995 (Blackwell), 280 S.

59 Oder anders gesagt, eine heuristisch anthropologisch-biokulturelle Studie über menschliche Verhaltensmuster. Dazu: KATZ Solomon H., «Anthropologie sociale/culturelle et biologie», in: MORIN Edgar/PIATELLI-PALMARINI Massimo, L'unité de l'homme. III. Pour une anthropologie fondamentale, Paris 1974 (Seuil), 362 S., S. 60–62.

seine Realität konkret leben und erleben, ohne dass er die weltanschauliche Ebene (genauso wie ein deutschsprechender das Indo-Germanische) zu kennen braucht, um zu leben (oder um deutsch zu sprechen). Jedoch genau wie einzelne linguistische Strukturen durch eine gemeinsame Sprache erklärt werden können, so sind einzelne, kollektiv wirksame und erfassbare Verhaltensweisen nur durch einen gemeinsamen Nenner, die weltanschauliche Struktur eben, erklärbar.

Die Missverständnisse in den meisten Fehlinterpretationen des *Urner Modells* kommen daher, dass die von mir thematisierte mentale Ebene[60] des menschlichen Daseins von vielen Forschern nicht nur nicht als relevant angesehen wird, sondern dass sie sich weigern, dieser Ebene eine gewisse Unabhängigkeit vom materiellen Umfeld zuzugestehen. Wenn die mentale Ebene erwähnt wird, geschieht das etwa, wie in der Microstoria[61] als alleiniger Ausdruck eines historischen Prozesses eines ganz bestimmten Augenblicks des Zeitablaufs oder wie bei Dr. Kälin unter dem Begriff «Kultur», welcher selber als ein Unterbegriff von «Herrschaft und Wirtschaft» erscheint, also ganz der materiell-materialistischen Begriffsebene verpflichtet ist, sich somit ausschliesslich der sozialen Struktur zuschlägt. Wenn Dr. Kälin schreibt: «Erkennt man die Gleichberechtigung und Gleichrangigkeit dieser konstitutiven Dimension einmal an, kann man keine von ihnen mehr offen oder insgeheim privilegieren, ihr ein Plus an Geschichtsmächtigkeit oder Erklärungskraft zubilligen»[62], so bleibt diese an sich richtige Erkenntnis auf der Ebene der verbalen Aussage stehen, denn methodisch fundiert Kälin seine Analyse trotzdem immer auf dem sozialmaterialistischen Aspekt des menschlichen Lebens, wobei eben «Kultur» als alleiniges «Unterprodukt» dazu zutage tritt[63].

Deshalb ist Kälins Kritik an meinem methodischen Ansatz radikal, was – wenn man seine Kritik logisch zu Ende führt – nur die Schlussfolgerung zulässt: es gibt nur eine einzige Art der Geschichtsschreibung, welche richtig ist. Diese ideologische Unduldsamkeit lässt sich daran erkennen, dass seine philoso-

60 Und nebenbei gesagt, von anderen Forschern in dieser oder jener Form ebenfalls angenommen wird, wie dem Ethno-Linguisten Georges Dumézil (etwa Mythes et dieux des indo-européens, Paris 1992 (Flammarion/Champs), 319 S.), dem Ethnologen Jean Poirier (zur Auswahl: Histoire des mœurs, Les coordonnées de l'homme et la culture matérielle, Paris 1990 (Pléiade), 1'738 S., 1'658 S., 1'757 S., oder Ethnologie générale, Paris 1968 (Pléiade), 1'907 S.), den Historikern Pierre Chaunu (Der Mensch, Drei Millionen Jahre, Achtzig Milliarden Schicksale, Zürich 1996 (Thesis Verlag), 352 S.), Walter Schaufelberger (Marignano, Strukturelle Grenzen eidgenössischer Militärmacht zwischen Mittelalter und Neuzeit, Frauenfeld 1993 (Huber), 160 S.), aber auch François Bergier (etwa im Wilhelm Tell, Realität und Mythos, München/Leipzig 1990 (Paul List Verlag) 461 S.) oder François Walter (im theoretisch-methodischen Artikel: «Une autre histoire sociale», in: SZG 1997, S. 59–66), dem «Folkloristen» Eduard Renner.

61 Siehe zu diesem Problem: ZURFLUH Anselm, «Stockalpers Wirtschaftsimperium: Einige Probleme», in: Akten zum internationalen Kolloquium «Stockalpers Wirtschaftsimperium», Oktober 1997, Brig, im Druck.

62 KÄLIN, Theorie, S. 118.

63 Nochmals: dies ist keine Kritik meinerseits an Dr. Kälins Arbeiten, weil er als Arbeitshypothese diese Option wählt. Allein der Exklusivitätsanspruch seines Konzepts, den er in seiner Kritik auf meine Studien überträgt, erscheint mir unzulässig.

phische Ausgangsbasis - welche er nicht explizit erwähnt, die man aber anhand seiner methodologischen Angaben in seinen Schriften in etwa eruieren kann –, einem Weltbild verpflichtet ist, in dem die sozio-kulturellen Beziehungen und Netze in jeder Hinsicht, individuell und kollektiv, das Leben bestimmen. Sätze wie: «Die Fortschrittskritik führt bei Zurfluh zu einer Flucht der historischen Erinnerung vor den Orientierungsproblemen der Gegenwart in fragwürdige Gegenbilder» (Theorie, S. 127), sind nur verständlich, wenn man annimmt, dass die Kälin'sche Geschichtsschreibung das gerade nicht tut. Denn weder habe ich ein Buch über die «Fortschrittskritik» an sich geschrieben (sondern ich beschreibe eine geistige Lebenshaltung in Uri), noch ist mein Buch ein «Gegenbild» (was einer politischen Zielsetzung gleichkäme), weil Gegenbilder geschichtlich gesehen effektiv fragwürdig sind und dies zudem als Forscher nicht meine Aufgabe sein kann. Wendungen wie die Urner «verherrlichen die Kraft und leben eine vorbildliche Religiosität» (Theorie, S. 124) habe ich ebenfalls nie geschrieben: das Weltbild der Urner akzeptiert die Kraft und die Religion als etwas dem Menschen Normales und hinterfragt diese Begriffe nicht. Zu diesen ideologischen Umschreibungen meines Buchs passt auch die Bemerkung, meine Studie sei ein «populistischer» (Theorie, S. 126) Versuch. Was populistisch konkret bedeuten soll, vermag ich nicht zu verstehen. Dass Kälin den Versuch, einen abstrakten, ideologischen, durchschnittlichen Urner auf mentaler Ebene zu konstruieren, ablehnt, weil es für ihn den «Urner» nicht gibt, lässt sich durchaus nachvollziehen. Wenn er aber daraus ableitet: «Wie verfänglich dieses Vorhaben ist, zeigt sich darin, dass sich mit der gleichen Berechtigung die umgekehrte (und vollends in ein trübes Fahrwasser führende) Frage aufwerfen liesse, wer denn eigentlich 'gar kein richtiger Urner' sei» (Theorie, S. 117), so muss dieser Behauptung aufs schärfste widersprochen werden. Die Frage war eben gerade nicht, wer 'kein rechter Urner sei' (was wäre der Sinn einer solchen Forschungsfrage?), sondern was das eigentliche Wesen des Urners ausmacht. Ob die geschichtliche Fragestellung, das Wesen der Urner zu ergründen, schon «ins trübe Fahrwasser führt», und zudem in welches trübe Fahrwasser?, mag als politisch-weltanschauliche Fragestellung für ihn wichtig sein, ist aber in geschichtswissenschaftlicher Hinsicht füglich unverständlich. Solche rhetorisch-konstruierte Kritik zeugt mehr von ideologisch-politischer Voreingenommenheit als von wissenschaftlicher Objektivität[64].

Das konkrete geschichtliche Problem eines Modells – sieht man einmal von einer von Dr. Kälin postulierten «metaphysischen Unvereinbarkeit»[65] ab – ist, wie bei jeder geschichtlichen Darstellung, das der Schnittstelle zwischen abstrakter Studie und konkreter Realität. Zudem muss ein Modell, welches operatorisch sein soll, eine gewisse Plastizität aufweisen und auf anderen Verständnisebenen angesiedelte Studien integrieren können. Weiter ist wichtig, wie ein abstraktes Modell, welches auf einem

[64] Das gleiche konnte auch schon beim «Homo Alpinus» festgestellt werden.

[65] Persönliches Gespräch, Flüelen, im November 1996.

Durchschnittsverhalten basiert, die individuelle Ausnahme miteinbeziehen kann: denn der «konkrete Urner» kann sich effektiv «systemunkonform» verhalten. Das Urner Modell könnte alle diese Forderungen erfüllen, aber die Fragestellung zu Beginn meiner Forschung verlangte dies gar nicht. Damit greift Dr. Kälins Kritik zu kurz und liesse sich gegebenenfalls als Forderungskatalog an eine spätere Forschung verstehen. Zur Lösung dieser Probleme trägt seine Lektüre des Urner Modells jedenfalls nichts bei.

Dr. Kälin glaubt ausmachen zu können, dass für eine Geschichtsschreibung, welche nicht systematisch alle bestehenden und bestandenen kulturellen und sozialen Systeme kritisch hinterfragt[66], kein Bedarf bestünde. Wörtlich schreibt er: «Dass Anselm Zurfluhs Arbeit einen nützlichen Beitrag zum Abbau dieser Vorurteile [gegenüber dem innerschweizerischen Kulturraum] darstellen würde, vermag ich nicht zu erkennen. Ganz im Gegenteil scheint sie mir einer fragwürdigen historischen Mythenbildung kräftig Vorschub zu leisten. Danach besteht aus geschichtswissenschaftlicher Sicht freilich keine Nachfrage» (Theorie, S. 127). Da wir aber nicht mehr in einem Sozialsystem leben, wie ich das anhand des der Tradition verpflichteten Kultursytems aufgezeigt habe, in welchem eine Instanz wie Staat und Kirche festlegt, was richtig und was falsch ist, was geglaubt werden muss und was zu denken verboten ist, sondern in einem dem Pluralismus verpflichteten modernen System mit weitgehend persönlichen Wertbezügen, ist nicht einzusehen, wie Dr. Kälin in Anspruch nehmen kann, dass nur sein von ihm gewählter Methodikansatz[67] legitim sei. Damit wird das vom modernen Kultursystem postulierte und allgemein anerkannte Toleranzprinzip eklatant verletzt und die Vorteile der neueren Weltanschauung, nämlich in Geschichte und Philosophie möglichst dogmen- und wertfrei arbeiten zu können, in Frage gestellt. Denn es geht in meiner Studie nicht darum, die Welt (falls diese an Uri interessiert wäre...) mit einem Vorzeige-

[66] Diese 'philosophische moderne Einstellung' von Kälin, welche er auf vor-moderne Situationen projiziert, beanstandet auch Andreas Suter in seiner grundlegenden Studie zum Bauernkrieg 1653 (SUTER Andreas, Der schweizerische Bauernkrieg 1653. Politische Sozialgeschichte – Sozialgeschichte eines politischen Ereignisses, Tübigen 1997 [bibliotheca academica Verlag], 688 S.), wenn er schreibt (S. 496): «Anders als heute, war der Begriff [Demokratiebegriff AZ] noch nicht unauflöslich mit dem aufklärerischen Gedanken der allgemeinen Bürger- und Menschenrechte verbunden, welche die Volkssouveränität, oder konkreter die Landsgemeindeverfassungen, als eine universalistisches Prinzip begründeten.» Und dazu fügt er in der Fussnote 128 bei: «Kälin (1991), S. 25. verfehlt diesen entscheidenden Punkt. Ausgehend von einem modernen Demokratiebegriff kritisiert er an den Landleuten Uris, 'dass sie im 18. Jahrhundert immer mehr eine privatrechtliche Auffassung der Landeshoheit' gehabt hätten und die Landsgemeinde deshalb 'zu einer blossen Akklamationsinstanz degenerierte'. Demgegenüber ist zu betonen, dass diese 'privatrechtliche Auffassung' von der Landeshoheit (...) dem frühneuzeitlichen Denken und Demokratiebegriff, der seit dem Entstehen der Institution bestand, genau entsprach.» Auch Suter kritisiert nicht die kälinsche Arbeit an sich, sondern deren 'ideologisch-methodische' Fundierung.

[67] Es ist klar, dass sich das kälinsche «danach» nicht direkt auf meinen Methodikansatz bezieht, sondern auf die «fragwürdige Mythenbildung». Da mein Methodikansatz aber laut Dr. Kälin der «fragwürdigen Mythenbildung» Vorschub leistet, muss geschlossen werden, dass er – immer in Dr. Kälins Sicht – selber ein «Mythos» oder eben «falsch» ist.

modell, mit quasi einem «handlungsleitenden Zukunftsbild» (Theorie, S. 127) zu beglücken, es geht einzig und allein darum, einen geschichtlichen Zustand auf mental-ideologischer Modellebene aufzuzeigen.

Darum verlangen auch meine Studie und meine methodologischen Ausgangshypothesen nach keinem Exklusivitätsprinzip, weder methodologisch noch analytisch noch philosophisch, auch wenn Dr. Kälin das Gegenteil behauptet. Geschichtlich gesehen dürfte es unbestritten sein, dass das menschliche Leben von gestern und heute wohl kaum hauptsächlich aus 'Hinterfragung bestehender Machtzustände' bestanden hat, sondern zuerst einmal in der Meisterung der zum Überleben benötigten Grundmittel, welche Kontinuität und Beharrung voraussetzen. Dass deshalb bei diesem Überlebenskampf, in welchem gegensätzliche Interessen aufeinanderstossen – was zu Bruchstellen und Abbrüchen und Neuanfängen führen kann (nicht muss) –, Konflikte notgedrungen aufbrechen können und dass Machtausübung immer zu Kompetenzüberschreitungen neigt, scheint evident. Somit sind Kontinuität und Bruchstellen zwei zwangsläufige Determinanten der conditio humana. Es ist deshalb geschichtlich-theoretisch gerechtfertigt, beide Standpunkte als Forschungsansätze zu verwenden. Darum glaube ich auch nicht, dass für eine Geschichtsschreibung wie die Dr. Kälins kein Bedarf bestünde, sondern ich bin der Auffassung, dass nur verschiedene Methoden auch unterschiedliche Aspekte der geschichtlichen Realität[68] behandeln können. Seit den Griechen wird Geschichte im abendländischen Kulturkreis aus verschiedenen Beweggründen gepflegt: neben antagonistischen Gegenwartsproblemen und möglichen Zukunftsmodellen, abhängig von der philosophischen Einstellung und dem sozio-kulturellen Umfeld, war immer zentrales Anliegen zu zeigen, «wie es gewesen war». Dass diese von Ranke erhobene Forderung zwar eine Illusion ist, wissen wir seit geraumer Zeit, trotzdem kann und muss der Historiker versuchen, diesem Prinzip nachzuleben. Dr. Kälin glaubt, dass für Geschichte, wie sie die Ethno-Geschichte im *Urner Modell* macht, kein Bedarf vorhanden sei[69]. Allerdings kann man sich mit dem gleichen Recht auch fragen, ob für Kritiken, wie Dr. Kälin sie handhabt, ein echtes Bedürfnis besteht.

[68] Zu geschichtlicher «Realität und Realismus», vgl. ZURFLUH, «Gibt es den Homo Alpinus (III)?», art. cit., S. 336–341.

[69] Man könnte dem noch zufügen: «Der mögliche Sinn der Geschichtswissenschaft ist nicht aus ihr selbst ableitbar, sondern wird ihr von aussen gesetzt.» Vgl. FABER Karl-Georg, Theorie der Geschichtswissenschaft, München 1974 (Beck), 266 S., S. 214, was nichts anderes heissen kann, als dass, je nachdem, wie man den «Sinn der Geschichte» setzt, verschiedene «Geschichtsschreibungen» legitim sind. Siehe dazu auch den Grundsatzartikel: «Gibt es den Homo Alpinus (III);», art. cit.